

Deutsche Bergarbeiter-Zeitung.

Wochenblatt zur Belehrung und Unterhaltung für Berg-, Hütten- und Salinenarbeiter aller Branchen.

Erscheint wöchentlich Sonnabends. — Bei Abdruck unserer Originalartikel bitten wir um Quellenangabe.

...luck auf! ... viertel... 65 Pf... ... Woch... ... tago... ... der... ... 1889... ... Einzelne... ... Pfg... ... unse... ... sowie... ... Land... ... entgegen...

Schmeiz auch mit Fleis... Ausbeut beschleiss... Inserate werden von der... Expedition: Dortmund, Friedrichstr. 28.

Die Gründung der „Deutschen Allgemeinen Bergarbeiter-Zeitung“. Wir haben bereits in der vorigen Nummer... Herr Karl Schmidt hat seine Heimat in Saarbrücken und hielt sich in neuester Zeit...

seiner früheren Anwesenheit in Dortmund bereits Andeutungen gemacht, daß von einem gewissen Herrn in Berlin die Gründung einer „in politischer Hinsicht unparteiischen“ neuen deutschen Bergarbeiter-Ztg. geplant sei...

Organ seit Gründung des Verbandes eben der „Glückauf“ ist — systematisch todschweigend! Es dürfte hieraus zur Genüge hervorgehen, daß die Gründer und Leiter der „D. Allgem. Bergarb.-Ztg.“ weit davon entfernt sind...

§ 9. Die Mitglieder des Vorstandes werden in einer allgemeinen Versammlung auf ein Jahr gewählt. Die Wahl geschieht durch Stimmzettel. Bei Stimmgleichheit entscheidet das Loos. § 10. Die Verwaltung der Vereinsmittel wird dem Vorstande übertragen...

Ein Prozeß wegen Invalidenpension.

B. Der Bergmann Th. in B. — Mitglied des „Verbandes sächsl. Berg- und Hüttenarbeiter“ — war bei der Grube „Tiefbauschacht“ zum Erzgebirgischen Steinlohlenbau-Verein in Schönbühel i. S. gehörend, angelegt und wurde Mitte Januar d. J. entlassen...

Wacht der Wahrheit

Freiwort der Wahrheit

Beilage zum
„Glück - Auf“.

Deutsche Bergarbeiter-Zeitung. Verlag: P. Seiberlich, Zwickau.

Die Herren von Raveneck.

Roman von G. 2011 b.

(Fortsetzung.)

So kam Ada zu dem Bild Erichs von Raveneck.

Mit einem eigentümlichen Bangen blickte sie in das schöne Gesicht, das einzig, das froh und heiter aus dem schweren Rahmen auf sie herunterlachte. Sie konnte den Blick von ihm nicht so rasch wenden, als von den andern, ein geheimer Zauber fesselte sie an ihren Platz, und mit erwartungsvoller Ehen ruhten ihre Augen auf der toten Leinwand.

Ihre Blicke glitten prüfend von dem Bild auf den breiten Barockrahmen, der dasselbe umschloß.

Seltzam! In den wunderlichen Schnörkeln zeigten sich deutliche Spuren einer abgetropften Kerze.

Wer hatte hier den Rahmen bei Kerzenlicht so eingehend besichtigt?

„Wein Himmel, die Taute,“ sagte Ada plötzlich halblaut vor sich hin.

Sie erinnerte sich, daß ihr Blanca öfter von Frau von Ravenecks heimlicher Vorliebe für den Ahnensaal erzählt, und hatte nicht auch Elmar einer Begegnung erwähnt, die er mit Blancas Mutter zur Nachtzeit in diesem Raum gehabt?

Dem jungen Mädchen fuhr es siedendheiß durch die Adern.

Wenn — wenn es ihr dennoch vorbehalten war, hier eine wichtige Entdeckung zu machen.

Mit ängstlich-peinlicher Sorgfalt forschte sie in den Verzierungen nach, vielleicht ließ sich eine geheime Vorrichtung entdecken, — nichts — nichts!

Prüfend tasteten ihre schlanken Finger an den schweren Fruchtgewinden hin und her, die sich von den wunderbar geformten

Verzierungen abhoben — kein geheimer Knopf, keine Nische, die dem Druck ihrer Hand nachgab.

Schon wollte Ada verzweifeln, als ihr plötzlich ein neuer Einfall kam. Rasch entschlossen verließ sie den Saal und rief zwei Diener herbei, die das schwere Bild von seinem Platz heben mußten.

Sie ließ das Gemälde verkehrt an die Wand lehnen und schickte die Diener fort.

Als sie allein war, verriegelte sie sorgfältig die Thür, um vor jeder Störung sicher zu sein, dann machte sie sich wieder ans Werk.

Na, ja, sie hatte sich nicht getäuscht, hier diese Arabeske besaß nicht die gleiche Form mit den andern.

Ada presste mit aller Kräftanstrengung ihre Finger auf diesen einen Knopf, nichts rührte sich.

Ungeduldig gemacht, ganz ihre gewohnte Besonnenheit verlierend, fuhr sie mit den flachen Händen tastend hin und her. Langsam schob sich ein Stück der Tapete empor, und ein kleiner quadratförmiger Raum zeigte sich vor ihren Blicken. Ein Teil der Tapete hatte statt der Mauer eine dünne Holzwand bedeckt.

Die kleine Nische mochte wohl früher benutzt worden sein, um in bösen Kriegzeiten kostbare Kleinodien zu verbergen oder Schriftstücke in Sicherheit zu bringen, jetzt stand nur ein einfaches Kästchen darin.

Ada nahm es heraus und verschloß die Nische.

Eine seltsame Ruhe und Entschlossenheit war über sie gekommen.

Das Kästchen fest an sich pressend, ging sie in das Bibliothekzimmer, das sie sorgfältig hinter sich verschloß.

Sie war nun allein und ungestört. Das junge Mädchen ließ sich in einen der hohen, mit dunkelgrünem Sammet überzogenen Lehns

stühle sinken, und nach einem kurzen Zögern dachte sie auf den silbernen Knopf, der statt des Schloßes angebracht war.

Der Deckel des Kästchens sprang auf, und Ada erblickte den Inhalt desselben, einige Papiere, die sorgfältig mit einem ledbenen Band umwunden waren.

Das erste, was dem jungen Mädchen in die Hände fiel, war der Trauschein.

„Gräulein Amalie von Schönfeld und Herr Erich von Raveneck,“ so lauteten die Namen des getrauten Paares.

Mit zitternden Händen legte Ada das Schriftstück beiseite.



Prinz Leopold von Preußen und Gemahlin.

Welch einer sorgfältigen Prüfung sie auch die Rückseite des Budes unterzog, es ließ sich nichts Auffälliges entdecken.

Entnützt wandte sich das junge Mädchen ab.

Da fiel ihr Blick auf die leergewordene Stelle der Tapetenwand.

Ihre Augen überflogen das dunkel gehaltene Mäntel, dessen erste Farben dem Saal ein so düstres Aussehen gaben.

Ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen. Es kam ihr vor, als sei das Muster der Tapete an einer Stelle etwas verändert. In wilder Hast stürzte sie hin.

Jetzt kam ein Lauschein, die Ehe des jungen Paares war mit einem Sohn gesegnet worden — „Erich von Ravenek,“ las Ida halbblau mit bebenden Lippen. Also ihre Tante war zweimal vermählt gewesen, und aus dieser ersten Ehe stammte ein Sohn, der, wenn er noch am Leben, der rechtmäßige Erbe der Herren von Ravenek war.

Von brennender Ungeduld getrieben, entfaltete Ida ein drittes Papier, es war ein Brief, von einer schwachen, zitternden Männerhand geschrieben. Mit klopfenden Pulsen und fieberisch glühenden Wangen las das junge Mädchen:

„Meine liebe Tochter!

Ich fühle, daß es nachgerade mit mir zu Ende geht, und so will ich denn in den wenigen Tagen, die mir noch zu leben bleiben, allen Woll vergessen und Dir den verhängnisvollen Schritt vergeben, der uns vor Jahren entzweit hat. Erich, das Kind Deiner unseligen Verbindung mit dem Vnder Deines jetzigen Gatten, lebt, und ist ein kluger tüchtiger Mann geworden. Ich selbst habe das Kind nur ein einzigesmal gesehen, damals, als ich es nach Erichs Tod in meine Obhut nahm. Es war ein hübscher, aufgeweckter Knabe, der jedoch mehr Dir als seinem Vater ähnelte. Ich ließ das Kind zu einfachen Leuten bringen; Erich ist nicht im Wohlleben erzogen worden, und hat die Bitterkeiten des Lebens kennen gelernt. Es war dies mein Wunsch und Wille, denn Dein Vergehen gegen mich mußte gebüßt werden. Der Sohn eines leichtsinnigen Vaters sollte keine Gelegenheit finden, in dessen Fußstapfen zu treten.

Die Leute, bei denen Erich war, starben, und er kam in andre Hände; ich hörte nur das Beste von ihm, aber ich möchte das Kind Deiner heimlichen Ehe doch nicht wiedersehen. Vielleicht bin ich zu hartherzig gewesen, jetzt an der Pforte des Todes sehe ich so manches mit andern Augen an; aber vielleicht auch ist diese harte Schule gerade für Erich nützlich gewesen. Er beendet jetzt an der Universität seine philosophischen Studien und lebt dort in schlichten Verhältnissen unter dem Namen Erich Eck.“

Die Leserin ließ einen lauten Schrei aus und starrte minutenlang wie geistesabwesend vor sich hin.

Endlich ermannete sie sich und fuhr in ihrem Lejen fort: „Wenn er mit Ehren besteht, will ich seine Zukunft auf irgend eine Weise sicher stellen. Sollte Dein Gatte ohne männlichen Erben sterben, so ist Erich der rechtmäßige Besitzer des Schlosses von Ravenek. Aber wer kann in die Zukunft blicken? Das unwahrscheinlichste geschieht oft, und es ist immerhin möglich, daß Du Deinem Gat-

ten noch einen Sohn schenkt, dessen Rechte streng gewahrt werden müssen.

So lange August lebt, kannst Du Deinen Sohn unmöglich anerkennen; denn Dein Gatte ist unverföhlich und seine Macht über-schreitet alle Grenzen. Er hat den Diener seines verstorbenen Bruders, welcher das Geheimnis kannte, durch Geld zu gewinnen gewünscht, und ich bin sicher, daß dieser Mensch den Auftrag hat, alle Handlungen Deines Sohnes streng zu überwachen. Ich glaube, August ließe sich eher zu einem Verbrechen hinreißen, als daß er zugeben würde, in dem Sohn des verhassten Bruders seinen

eigentliche Herr von Schloss Ravenek sein. Von ganzem Herzen würde ich ihm dieses Glück gönnen,“ flüsterte sie.

Sie war von dem, was sie gelesen, so überwältigt, daß ihr gar nicht der Gedanke kam, wie sich auch für ihre Liebe alles anders gestalten würde, wenn Erich wirklich ein Ravenek war.

Wie in einem Traum befangen, las sie den Schluß des Briefes, welcher nur noch einige zärtliche Zeilen für die Tochter enthielt. Eines war ihr nun klar: Frau von Ravenek hatte diesen Brief nie erhalten.

Ihre Vermutung bestätigte sich, als sie die losen Blätter prüfte, welche am Boden des Kästchens lagen.

Es war die Handschrift des zweiten Gatten der unglücklichen Frau, die von Wahnsinnsnacht umfangen dahinschwand.

Welch einen Einblick that das junge Mädchen in die Seele eines Mannes, dessen Haß sogar im Tod unverföhlich geblieben, und der mit racheerfülltem Herzen gestorben war. Schauernd las Ida die Bekenntnisse, welche ein grelles Licht auf die unglückliche Ehe warfen, in deren Tod Manecas Mutter verstimmt und verkommen war. Der Brief des sterbenden Vaters an seine Tochter war in August von Raveneks Hände gefallen, die wichtigen Schriftstücke, welche die arme Frau Jahre hindurch sorgsam gehütet hatte, waren von dem rachedurstigen Mann entwendet worden. In den losen Tagebuchblättern kam sein ganzer Grimm, das Herz der Gattin nicht zu besigen, zum Ausdruck.

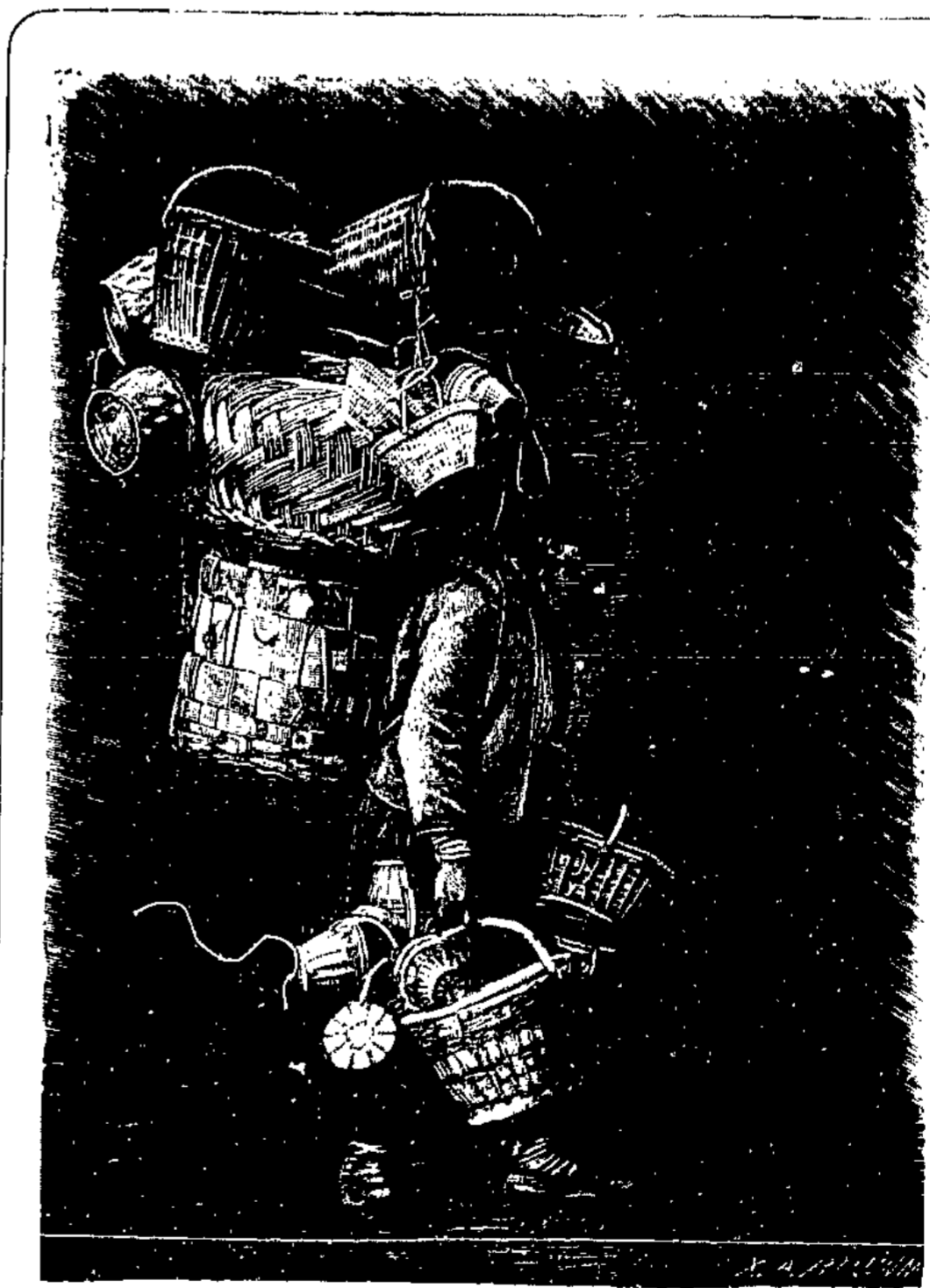
Er vergaß, daß er selbst mit einem großen Teil der Schuld trug, wenn sich seine Ehe so unglücklich gestaltete, und daß sein finsterner Hohn, sein beständiger Argwohn nun den Abscheu, die heimliche Angst, welche seine Gattin vor ihm empfand, vermehren mußten.

Mit welch wildem Frohlocken sprach er davon, daß man los die Schrittsuche werden würde, die das gute Recht von Erichs Sohn beweisen würden.

„Amalie ahnt, daß ich die Papiere im Ahnenjaal verborgen halte,“ schrieb er, und man las die boshafte Freude förmlich aus den Zeilen heraus, „aber sie wird nie den Ort finden, wo sie in Sicherheit ruhen, bis sie vielleicht nach langen, langen Jahren einmal durch Zufall entdeckt werden.“

Ida brach schauernd ab; sie vermochte nicht mehr weiter zu lesen. Eine namenlose Angst hatte sich ihrer urplötzlich bemächtigt.

Mit einem tiefen Seufzer legte sie die Papiere in das Kästchen zurück und eilte nach ihrem Zimmer, um es dort sorgfältig einzuschließen.



Türkischer Korbhändler.

Eine der alltäglichen Straßenschauspiele in Konstantinopel ist der türkische Korbhändler, der seine selbstgefertigte Waare hochaufgerichtet auf dem Rücken und ein zusammengepackt in den Ohren trägt. Von herrlichen Hüpfeschritten bis zum großen Tragtore sind die soliden und kunstvollen Körbe, die man hier zu sehen, der, wie jeder wird erkennen kann, schon mancher Jahr und hoch immer nützlich, seinem Gewerbe nachgeht.

Erben zu sehen. Darum warne ich Dich nochmals, irgend einen vorläufigen Schritt zu thun, so sehr sich auch Dein Herz nach diesem Sohn sehnen mag — sei klug und vorsichtig, harre aus, mit der Zeit wird der Himmel alles in die richtige Bahn lenken. Und noch eins: Einer augenblicklichen Eingebung folgend, ließ ich dem Knaben mitten auf der Brust die Buchstaben E. R. in die Haut einäßen. An diesem Zeichen, falls es so weit kommt, wird der Erbe der Raveneks unfehlbar erkannt werden.“

Ida brach ab, ihr schwindelte.

War es möglich, Erich, er, er sollte der

Sie atmete auf, als dies geschahen war. „Nun ist das Notwendigste“, sagte sie, „mein Bruder muß sofort zurückkommen.“

Wenige Minuten später war die telegraphische Depesche, welche Elmar anlässlich einer wichtigen Entdeckung heimrief, abgehandelt, und Ada gewann jetzt erst Mühe, sich zu sammeln und ihre Gedanken zu ordnen. Aber dem jungen Mädchen blieb nicht viel Zeit dazu, denn die alte Wäschtierin stürzte schreckensbleich herein und rief in jammernden Tönen: „Ach, gnädiges Fräulein, das Unglück! Zeben bringt man Herrn Doktor Eck auf einer Bahre; der Waldhüter hat ihn im Wald mit durchschossener Brust aufgefunden.“

Ada ward totenbleich und wankte; doch im nächsten Augenblick hatte sie sich schon wieder emporgerichtet und ging nun mit lautlosen Schritten der Thür zu. Keine Thräne neigte ihr Auge, kein Seufzer hob ihre Brust und dennoch litt sie unsäglich.

Einer Nachtwandlerin ähnlich schritt sie durch den Vorhof, kaum sich dessen bewußt, was sie eigentlich that.

Eine leblose Gestalt wurde jetzt heringeschleppt.

Mit halb-erschrockenem Aussehen stürzte Ada zur Erde.

Nein, nein, es war keine Täuschung der Sinne, er war es, der geliebte Mann, welcher hier bleich und kalt vor ihr lag. Ein jurchtbares Weh durchzuckte die Seele des armen Mädchens.

Sie beugte sich über den Leblosen, eine heiße Thräne fiel auf seine geschlossenen Lider, und es dünkte ihr, als hätten diese leise gezuht. Ein schwacher Hoffnungsschimmer flog über ihr todtblaues Gesicht.

„Man bringe den Verwundeten nach seinem Zimmer“, sprach sie mit schwankender Stimme, „vielleicht ist noch Rettung möglich.“

Sie selbst eilte voran, um das Nötigste anzuordnen. Dann jede falsche Rücksicht beiseite setzend, öffnete sie die Oberkleider um nach seiner Wunde zu sehen.

Das seine, weiße Hemd war starr von geronnenem Blut. Mit vorsichtiger Hand hob Ada dasselbe zurück, ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen. Witten auf der Brust, die jetzt kein Aemzug bewegte, standen unversichtbar eingepreßt die Buchstaben E. M.

Sie hatte den rechtmäßigen Erben der Herren von Ravenek vor sich. — — — Elmar war spät am Abend in der Re-

sidenz angelangt. Nach einer schlecht verbrachten Nacht begab sich der junge Mann zu dem Arzt, den er jedoch nicht mehr antraf. Er hinterließ ihm einige Zeilen mit der Bitte, sobald als möglich nach Schloss Ravenek zu kommen, und ging dann zu dem Notar, der ihn mit eruster Höflichkeit empfing.

Jede unnötige Einleitung übergehend, begann Schöller seinem Besucher zu erzählen, daß vor zwei Tagen ein todkrankter Mann zu ihm geschickt hätte, um ihm eine wichtige Mitteilung zu machen.

„Ich trat in eine ärmliche Stube“, fuhr der Notar in seiner Erzählung fort, „und fand in der That einen Schwerverkranken, dessen Lebenstage wohl gezählt sein mochten. Was ich nun hörte, dürfte wohl geeignet sein, Ihr lebhaftes Interesse zu erwecken. Dieser Mann sagte mir, daß er einst der Diener

Freiherr erkaufte sein Schweigen mit der Bedingung, daß er Europa verlasse, und der abenteuerlustige Mensch ging darauf ein.

Jahre lang blieb er der Heimat fern, dann aber packte es ihn mit Gewalt, und er beschloß, nach Europa zurückzukehren. In Amerika hatte er sich mit einer Engländerin verheiratet, die ihm ein kleines Vermögen zugebracht, und er hoffte, in seinem Vaterland sich eine anständige Lebensstellung gründen zu können. Aber kaum hatte er den heimathlichen Boden betreten, als Schlag auf Schlag über ihn hereinbrach. Sein Weib erkrankte, seine zwei Kinder desgleichen, und er kam gar nicht dazu, seine schönen Zukunftspläne in Ausführung zu bringen. Das kleine Vermögen war bald aufgezehrt und Not und Elend harreten ihm entgegen.

Zu dieser Bedrängnis wandte er sich an den Freiherrn von Ravenek; er wurde von diesem besser empfangen, als er gedacht; der Freiherr unterstüzte ihn und verschaffte ihm einen Dienst bei Herrn von Schönfeld, freilich unter der Bedingung, daß er alle dessen Handlungen überwache und genauen Bericht über dieselben erstatte.

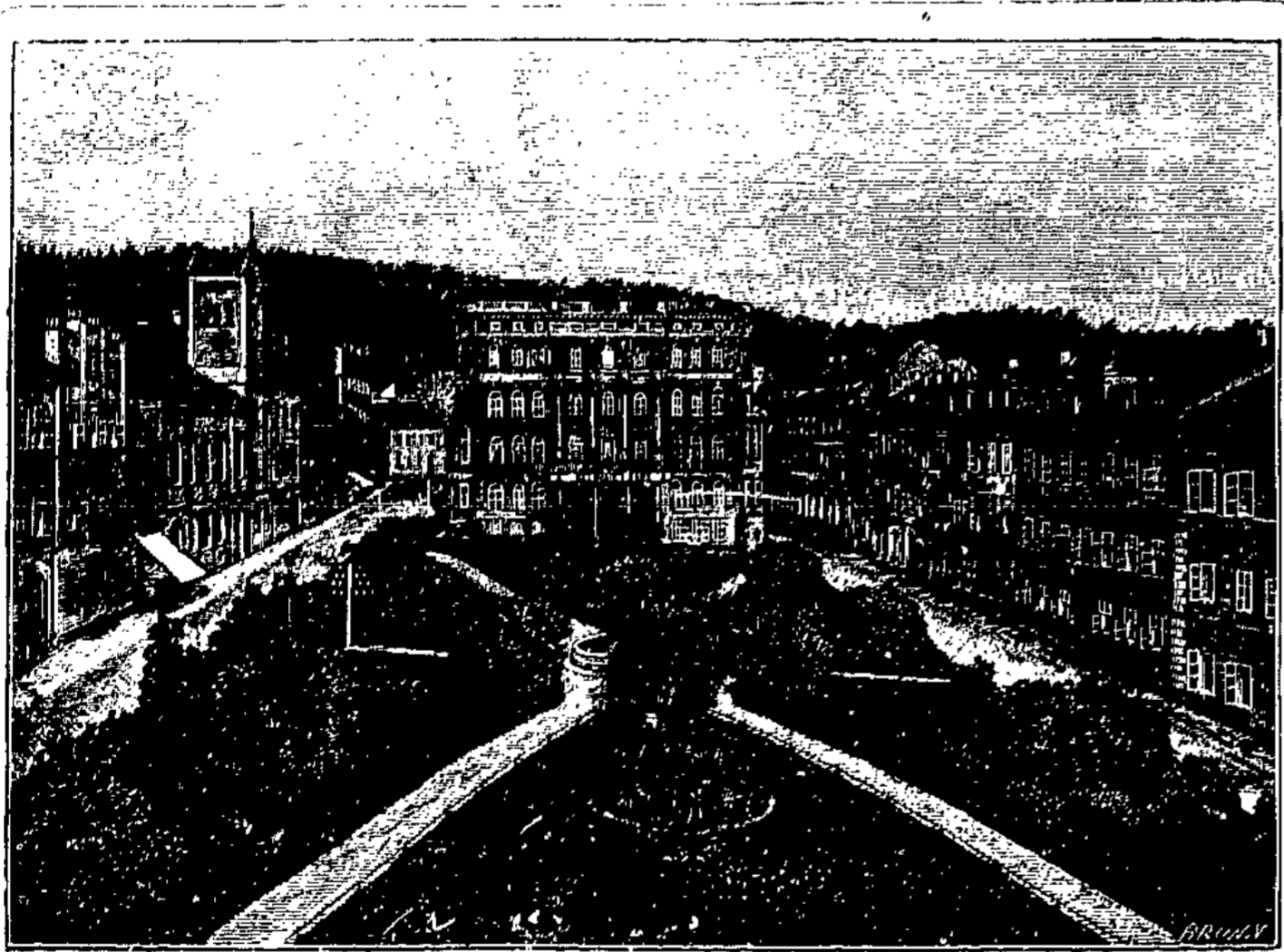
Auf diese Weise erfuhr August von Ravenek, daß der Sohn des verhassten Bruders noch lebe, aber keine Ahnung von der eigentlichen Lage der Dinge habe.

Herr von Schönfeld ließ sich zwar alles berichten, was den Sohn seiner Tochter betraf, aber er selbst verkehrte nicht mit demselben und ließ den jungen Mann nur heimlich beobachten. Der Freiherr von Ravenek that nun dasselbe.

Der arme Sohn Erichs von Ravenek lebte nun auf zwei Seiten von Spionen umgeben, und manches, das ihm mißlang, konnte dem bösen Einfluß seines hartherzigen Oheims zugeschrieben werden. Da starb der Mann, der für eine beträchtliche Summe das elende Amt übernommen hatte.

Des Freiherrn von Ravenek Absicht war gewesen, den jungen Mann durch tückische Anschläge dahin zu bringen, Europa zu verlassen. Nun war sein Helfershelfer aus dem Leben geschieden, ohne es so weit gebracht zu haben.

Zu dieser Zeit wurde auch Herr von Schönfeld krank, und durch die Krankheit weidmütiger gestimmt, ging er mit dem Gedanken um, dem Sohn Erichs von Ravenek zu seinem Recht zu verhelfen. (E. Schöller folgt.)



Marienbad.

„Wasser thut nicht allein“, sagt ein altes Lied und auch auf Marienbad angewandt und seine kranken Gäste behält es recht. Die prächtige, ammenbüßige Waldluft, die Entfernung aus allen dregenden und gesundheitsfeindlichen Fesseln der Heimat, die Regelmäßigkeit im Leben und Schlaf und die Heilkraft des Marienbader Wassers und geben vielen die ersehnte Gesundheit zurück. Ein Bild auf dieser Seite zeigt den Vorhof der Residenz, der durch die Kunst und Natur in freundlicher Uebereinstimmung sich gegenseitig haben, den Aufenthalt in diesem Badeort möglichst angenehm zu gestalten und dem Fremden die etwa ihm fehlenden kleinen Bequemlichkeiten des eigenen Ortes vorzuziehen zu machen.

Erichs von Ravenek gewesen sei und das vollste Vertrauen des leichtlebigen Herrn besessen habe.“

Zu kurzen, aber scharf gezeichneten Umrissen teilte der Notar nun dem atemlos aufhorchenden Elmar die Geschichte seiner Tante, der Witwe des Freiherrn von Ravenek mit. Ihre erste heimliche Ehe, deren Bund ein Sohn entsprossen, wie schöne Erich von Ravenek dann sein junges Weib verlassen, seinen Tod, und wie dann Herr von Schönfeld sich des verlassenen Knaben angenommen.

Der Diener, durch den Tod seines Herrn brotlos geworden, fand keinen bessern Ausweg, als zu August von Ravenek zu gehen und ihm gegen eine namhafte Summe das Geheimnis mitzuteilen. Er mochte wohl auf eine ähnliche Vertrauensstelle wie bei Erich von Ravenek gehofft haben, aber er sah sich in dieser Erwartung getäuscht. Der

Zu unsern Bildern.

Prinz Leopold von Preußen und Gemahlin (Seite 45). Unser heutige Nummer schmückt die wohlgetroffenen Bilder des jugendlichen Paares, das in dem an dessen so reichen Juni- monat in Verlin den Bund fürs Leben schloß. Prinz Friedrich Leopold, der Sohn des tapfern

kam es mit einer andern Genuß zurück, um es wiederum auf dieselbe warme Stelle zu legen und so fortzufahren, bis alle vermissten Hühner geholt waren. Diese waren um den Baum gewandert und hatten, durch die große Kälte betäubt, sich zusammengetauert, als der Hund sie bemerkte und rüttelte. Die Hühner hatten nicht lange auf der warmen Stelle gelegen, da fiederten sie ihre Feine von sich, standen auf und gackerten ihrem Vertreter ihren Dank.

Mathematische Frage. Warum muß die Aron ganz im Mann aufgehen? — Damit es keinen Bruch giebt.

Gleich und gleich. Antidivener: „Präsident, ich melde gehorsam, daß ich Präsidenten des Antidivener-Vereins erwählt worden bin.“ Berichtspräsident (schm gelnd): „Gratuliere, Herr Kollege. Setzen Sie sich mir von jetzt an besser ein, sonst werde ich Ihnen ordentlich einhaken, denn wir sind ja einander gleich und haben wechselseitig dieselben Verpflichtungen.“

Versehrtenen Beruf. Student: „Wollen Sie glauben, für den Kaufmann wäre der Aed unterricht noch vorteilhafter, als für den Studenten?“ Kaufmann: „Zuwiefern?“ St



Vierdecker: „Weißt Du, diese Klappstühle zum Zusammenschlagen sind doch eine ganz sichere Erfindung der Neuzeit.“ Brennecker: „Ach was, Neuzeit, mein Großvater hat schon immer erzählt, wie sie zu seiner Jugendzeit schon be Stühle zusammenschlagen haben.“



Franz: „Ich sage Dir, heute habe ich mich halb tot geärgert.“ Mann: „Es ist eben Jammerhabe, lieber Knub, daß Du alles immer nur halb machst.“

Selben Prinz Friedrich Karl von Preußen, wurde am 14. November 1865, seine erlauchte Gemahlin, Luise Sophie zu Schleswig-Holstein, am 8. April 1866, in Kiel geboren. Die reizende, anmutige junge Dame ist die zweitjüngste Schwester der deutschen Kaiserin. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, von denen die staatsamtliche Ehegeschichte am 24. Juni, durch den Minister des königlichen Hauses von Wedell, die kirchliche Trauung durch den Oberhofprediger Dr. Kögel vollzogen wurde, hatten eine große Zahl höchster und hoher Persönlichkeiten nach der deutschen Hauptstadt geführt, die im festlichen Gewand den Freudentag begrüßte.

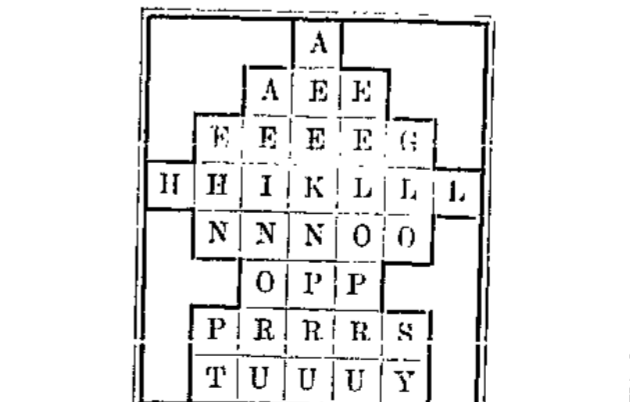
Zurückgewiesene Praxerei. Fr. v. A.: „Das wird wohl niemand zu bestreiten wagen, daß fast sämtliche Herren auf dem Ball ausschließlich mir den Hof machten.“ Fr. v. B.: „Wenn Sie das selbst sagen, muß es wohl wahr sein; bei Ihrer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung ist ja gar kein Zweifel möglich.“

dent: „Weil er lernen würde, sich zur rechten Zeit Deckung zu geben.“ Kaufmann: „Und wissen Sie, weshalb der Kaufmann das Rechte trotzdem nicht würde erlernen wollen.“ Student: „Nun?“ Kaufmann: „Weil er die fortwährenden Auslagen fürchtet.“

Ernst und Scherz.

Scharfsinn eines Hundes. Als im Januar dieses Jahres viel Schnee fiel, bemerkte man auf einem Pachthof in der Nähe von Kalkirk in Schottland ein merkwürdiges Beispiel von dem Scharfsinn eines Hundes. Abends um die Zeit, wo die Hühner gewöhnlich zu Bett gehen, vermißte man eine Anzahl derselben; es wurde nachgehacht, jedoch vergebens. Während nun die Leute am Küchenfeuer saßen und besprachen, wo sie am Tag gesucht und nichts gefunden hatten, wurde die Aufmerksamkeit derselben auf den Hund gelenkt, der herinkam und in der Schnauze eine Henne trug, die dem Anschein nach tot war. Das kluge Tier bahnte sich einen Weg zum Feuer, legte seine Bürde auf den warmen Herd und ließ sogleich wieder fort. Bald

Aufgabe von J. S.



sind in derselben Form so zu ordnen, daß die äußeren Reihen, links und rechts, von oben nach unten gelesen, zwei wichtige, den Verkehr mit der Ferne erleichternde Instrumente nennen. Die einzeln Reihen, von links nach rechts gelesen, ergeben: 1) Buchstabe. 2) Herrschaft. 3) Französischer Stadt des süßen Weines. 4) Belohnung des in einer Oper. 5) Süße Fruchtigkeit. 6) Hausier. 7) Insel im südl. Archipel. 8) Hautöffnungen.

Dreißigbüge Scharade. Du taunst die beiden ersten sehr Am Zahn und auch am Oden sehr. Die dritte zeigt im Spiegel Dir Die Bulch und Baum und Mensch und Tier. Das Ganze führt mit sanfter Hand Dich in der Dichtung Zauberland (Aussagen folgen in nächster Nummer.)

Scherz-Rätsel.

Die erste stellt sich täglich ein, Doch soll es nicht am Tage sein. Die zweite dreht, trägt ein Band, Zwickelt zwei auch noch am Mund, Hat Blumen, einen Schirm auch her, Etwas es schon nicht dunkel war. Sie ist weiß, schwarz, blau, rot und grün, Auch kommt oft, so wie Blumen blüht. Mein Mund ist Dir das Ganze leicht, Wagt Du Dich an dies Rätsel nicht.

(Aussagen folgen in nächster Nummer.)
Aussagen aus voriger Nummer:
der Schach-Aufgabe:
Weiß. Schwarz. A.
1. e5-d3 S. d1-c3: f 1. -- e4-d3
2. e2-c3: f R. d6 oder d4 2. e2-b4 f
R. e4 oder d6
3. R. h6-f8 resp. g7 f 3. R. h6-d3:
resp. R. h6-f8 f
B. C.
1. -- R. d7-d6 1. -- e3-g4
2. R. h6-f8 f R. d5 2. D. c3-c4: f R. d6
3. D. c3-e5 f 3. R. h6-f8 f
der zwölftigen Scharade: Wehmüt; des Wortspiel-Rätsels: Arme; des Silben-Rätsels: überleg.
Nachdruck aus dem Inhalt d. VI. verboten.
Geleg von H. VI. 70.
Redigiert von W. Hermann, Berlin.
Verlegt und herausgegeben von
Spring & Faber, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.

Sonntags-Blatt

Beilage zum
„Glück-Auf“
Deutsche Bergarbeiter-Zeitung.

Menschenwert.

Nicht was Du bist
Durch Verstand und List,
Was Dein Besitz
An Weisheit und Wiß,
Was an Dich fällt
Vom Gut der Welt,
Nicht was Du kannst,
Was Du gewannst
An Orden und Würden
Und anderen Würden,
Drum Dich mit Schmeicheln
Die Menschen umheucheln,
Sich hüden und neigen
Und freundlich Dir zeigen,
Nicht, wie Dein Gewand
Und der Ring an der Hand,
Nicht die Kleider von Sammt,
Nicht Beruf noch Amt,
Nicht Geschick und Kunst,
Noch Glück und Gunst,
Nicht Leibesgestalt
Und Macht und Gewalt,
Nicht Ruhmeslicht,
Selbst die Krone nicht,
Die das Haupt Dir schmückt
Und vielleicht Dich brückt,
Siebt unverfehrt
Dir Menschenwert. —
Wie das Herz Dir schlägt,
Was Dich bewegt
Mit warmem Gefühle
In des Marktes Gewühle,
Was in Dir ruht
Im Gemüt und Sinn,
Was Du hältst und hegst
Und willst und wägst,
Was in Dir erblüht
Und drängt und glüht,
Was tief in Dir
Als der Seele Fier,
Was Du sinnst und denkst,
Wohin Du lenkst
Mit Deinen Gedanken
Ohne Schwanken und Wanken,
Im lebendig entschafte
Dichten und Trachten:

Nach tändelnden Spielen, —
Nach herrlichen Zielen,
In Geistesstaaten
Unsterblicher Thaten,
Dich innig bewegend,
Die Menschheit segnend
In frieblicher Weile
Mit ewigem Heile, —
Das giebt Dir den Wert
Und macht Dich verehrt
Den Ehrenfesten,
Den Edlen und Besten,
Und Sie grüßen Dir zu —
Denn das bist Du!

Max Bogler.

Der Wildschütz.

Eine Geschichte aus den Alpen von P. A. Wölzger.
(Nachdruck verboten).

I.

In lichten Glück und dunkler Ahnung.

Auf dem Berg drei hohe Kreuze, im
Thale drei arme Menschen — das
sind die Dinge, um welche diese
seltsame Geschichte sich abspielt.

Die Kreuze auf der Lahmerhöhe sind aus
Lärchenholz neu gezimmert, sie leuchten in
der abendlichen Junisonne wie rotes Gold
hinaus auf die grünen Almen und in das
Waldband. Sie sind vor wenigen Tagen
erst aufgerichtet worden, ohne daß man ein
Heilandsschild oder einen der armen, un-
schuldbigen Waldbewohner an das Kreuz ge-
schlagen hätte.

Was bedeuten die drei kahlen Pfähle?
Auf den Heiland und auf die beiden Schwächer
räst Du und vergißt, daß man den Linken,
den Verzweifelten und Verlorenen als
Schirmherr gegen Blitz und Ungewitter
nicht brauchen kann.

„Die drei Kreuze“, so sprach am letzt-
vergangenen Sonntag der Pfarrer zu Tra-
boden, „die drei Kreuze, welche wir auf der
Lahmerhöhe aufgerichtet haben, bedeuten
Glaube, Hoffnung und Liebe, in deren
Zeichen wir stehen. So schreiben wir diese
Zeichen nicht allein auf die Stirne, Mund

und Brust zum Schutze gegen die Mächte
des Bösen, wir stellen Sie auch auf gegen
die verderblichen Mächte der Natur, welche
uns unsere Wohnungen und unsere Erd-
früchte bedrohen, gegen Blitz und Ungewitter.
So werden denn die neuen Wetterkreuze feier-
lich eingeweiht und zwar am nächsten Samstag,
als am Feste des Täufers Johannes,
um drei Uhr nachmittags. Mögen meine
Pfarrkinder, sowie die Andächtigen der
Nachbarnpfarren zu dieser heiligen Hand-
lung zahlreich erscheinen!“

Diese Einladung drang auch in das
walbumschattete Schirmthal und bis zum
letzten Hause. In diesem Hause lebte die
Familie des Meisters Gieb. Als vor we-
nigen Jahren ein Teil des Schirmwalbes
geschlagen wurde, war der Gieb (Megibi)
Holzmeister gewesen. Und weil ihm nun
dieselbe Zeit zu Rute war, als ob er ein
Weiblein brauchen und ernähren könne, so
nahm er sich eben eins, ein braves und
kreuzfauberes. Warum auch nicht? 's ist
Jedem zu raten.

's ist Keinem zu raten! Der große wirt-
schaftliche Krach von Dreiundstiebig hat auch
in den heitersten Wäldern wiederhallt. Im
Schirmwalbe hörte das Holzschlagen auf,
der Meister Gieb war ohne Erwerb und
konnte seine Meisterschaft nur in der Ge-
nügbarkeit k.währen. Er hatte stets gute
Ausfichten, stets genug Geld und war immer
bei Humor.

Lustig singend und pfeifend oblag er den
kleinen Geschäften, die nichts bedeuten und
nichts trugen, ging dann hinaus in den
Wald und auf die Matten, um sich der
Natur zu freuen, wozu auch um Arbeit zu
suchen; fand er eine solche, so war sie zwar
meist in wenigen Tagen wieder erschöpft,
kam — mit irgendetwas beim Jäger billig
erstandenen Stück Wildpret wieder heim
und führte das stille fröhliche Leben, wie
jene Wesen, die nicht säen und nicht ernten
und doch den Tisch gedeckt haben.

Es war ein glückliches Leben; die Leut-
chen hatten sich gar lieb und eines freute
sich in der Freude des andern. Hernach
kam das Kleine und nun war der Himmel

auf Erden so viel als fertig, und es war eine Waldhülle, wie sie der Dichter so gerne, die Wirklichkeit fast nie dichtet. Aber die Wirklichkeit hat Recht.

Das der Gieb immer satt war, ohne irgend einmal ein erkleckliches Mahl zu sich zu nehmen, das fiel seinem Weibe zuerst auf.

„Gieb,“ sagte sie eines Tages zu ihm, „es kommt mir nicht recht vor mit Dir. Dir muß was anliegen, und Du sagst mir's nicht. Wißt schon so lange ohne Arbeit, wie kann's denn sein, daß es uns alleweil noch so gut geht?“

Auf diese Anrede hub der Gieb recht herzlich zu lachen an:

„Geh, geh, Martha, grimm Dich nicht. Laß Dir's schmecken und denk' auf's Kindel; ich leid keine Not.“

Daß es Stunden gab in der Nacht, wo er vor Sorgen nicht schlief, und Stunden am Tag, wo er Hunger litt, nur damit die Seinigen sich sättigen konnten — das wußte die Martha nicht. Aber einem echten Weibe entgeht nichts; was es nicht weiß, das ahnt es. Wo sie ging und stand, da war ihr immer zu Mutte, als müsse sie den Spaten nehmen und graben, den Korb, und sammeln die wilben, unbegehrten Früchte, die im Schirmthale reiften. Und wenn sie plötzlich aufwachte mitten in der Nacht, ohne daß sie vom Kinde geweckt worden, war ihr, als müsse sie die Arme heben und die Hände falten und beten.

Das Kind hüteten sie wie ihr Auge, durch das sie in den Himmel schauten. Es war erst wenige Wochen alt; wie gerne blickten sie in das kleine Angesicht, auf welchem noch der Frieden einer unerweckten Seele lag. — Da sproßte ein Leben auf, wie eine Rankenpflanze, die einen Halt bedarf und keinen haben wird.

Genug Ursache der Kummernis für das Mutterherz. Aber auch — trotz alledem — genug Ursache, glücklich zu sein. —

Ein holdes, gesundes, bluteigenes Kind! — Ein Mädchen war's. Und Mädchen gehen vielem Leiden entgegen, aber auch vieler Seligkeit, von der ein Mann nichts weiß und nichts erfahren wird. — Welch eine Mutter wird nicht Leib und Seele einsehen, ein solch junges Leben zu schirmen.

Martha dachte daran, als sie eines heißen Junitages mit ihrem Kinde im Schatten der hohen Fichte saß, die hinter dem Hause aufragte. Zwischen den säuselnden Aesten fleg ihr Blick zu dem grauschimmernden Gewölbe auf, als sollte sie dort lesen können die Zukunft des Säuglings, der an ihrem Busen schlummerte.

Ein Pochen, das sie vom Hause vernahm, weckte sie aus ihrem Sinnen. Und sie sah dort an der Thür ihrer Wohnung ein Bettelweib stehen, das auf seinem Rücken gebunden, ebenfalls ein Kind trug. — Sie will ein Almosen. Helf' Gott, man hat für sich und seine eigenen Leute genug zu sorgen bei solcher Zeit. Wie lang wir's wahren, so gehen wir selber betteln. — So dachte die Martha und duckte sich hinter den Stamm, daß sie die Bettlerin nicht sollte bemerken können.

Diese stand gar demütig vor der versperrten Thür und klopfte. Und dann blickte sie traurig um sich, ob denn wirklich kein Mensch daheim wäre, wandte zum Brunnen und setzte sich auf den Kopf des Troges und sah hinaus in die gewitterbüstere Gegend.

Ich will doch wohl gehen und ihr eine kleine Gabe reichen, sie ist auch eine Mutter, sagte die Martha bei sich, aber eine andere Stimme in ihr rief: Darfst Du? Was Du verschenkst, das raubst Du Deinem eigenen, armen Kinde. Das einzige Geseß, das mir Gott hat vorgeschrieben, heißt: Erhalte dein Kind! Wer so muß streiten mit der Kummernis, wie ich, zu dem darf Gott den Bettler nicht schicken, so lange es noch Großbauern giebt brausen im Thal, denen das Korn im Kasten verbirbt.

Das Bettelweib kauerte am Brunnen und wiegte nun auf den Armen ihr wimmerndes Kind. Dann hielt sie die hohle Hand unter den Wasserquell und führte in diesem Gefäße Labfal zum Munde des Würmchen. — Als Martha vom Baume aus dieses sah sprang sie auf und eilte mit ihrem Kinde zum Bettelweib hinab: „Wartet doch, ich geb' Euch Milch für's Kleine!“

In demselben Augenblicke loderte ein Feuerstrom, schmetterte ein Schlag, und auf dem Baume, unter welchem die Martha mit ihrem Kinde eine Minute früher noch gefessen war, zuckten die Flammen.

Ein Regenguß brach nieder und die beiden Mütter taumelten in das Haus.

Das die Bettlerin, das Bettelweib mit dem Kleinen, nun gesättigt worden war, versteht sich. Als hernach der Gieb nach Hause kam, fiel ihm die Martha um den Hals.

„Gottlob, das es ist so gut vorbeigegangen!“ rief der Gieb. „Der Baum ist gespalten, aber das Feuer hat der Regen gelöscht.“

„Du weißt es ja nicht, daß wir unter dem Baum sind gefessen,“ sprach sie. „O Gieb schau uns an, wir leben noch beide. Aber das gelob ich: so lang ich noch den letzten Pfennig hab', soll kein Armes vergebens klopfen vor meiner Thür.“

Um dieselbe Zeit war's also, daß der Pfarrer zu Traboden die Einlabung erging ließ zum Weihfest der drei Wetterkreuze auf der Rahmerhöhe.

„Da bleib' ich wohl nicht daheim,“ sagte die Martha, „da muß schon so gut sein, Gieb!“

Er sah sie an, sie ihn und fuhr fort: „Und mußt mir auf das Emmert schauen. Lang' will ich nicht aus sein. Aber mein Dankopfer muß ich beten bei den Wetterkreuzen, daß mich mein lieber Herrgott so gnädig hat in Schutz genommen.“

„Kannst' das nicht daheim abmachen?“ Martha? fragte er, „wenn der lieb' Herrgott bagewesen ist, daß er Dich beschützt hat, so wird er auch wohl da sein, wenn Du ihm Dank sagen willst.“

„Das ist rechtichaffen gescheit geredet von Dir,“ antwortete das Weib und es war etwas Spitziges in der Rede, „es ist schön, wenn man den lieben Gott alleweil so vor

Augen hat, wie Du. Aber, wegen was möcht ich wissen, haben sie denn die Kirche gebaut und die Kreuze aufgestellt?“

„Ist schon recht,“ unterbrach er sie, „so gescheit bin ich schon, daß ich mit D über so was nicht streit'. Geh' Du hin beten, wo Du willst, ich verricht' mein Anbacht im grünen Walde.“

Sie sah ihm lange und scharf ins Gesicht. Sie dachte es nicht, aber sie fühlte es viel leicht, daß eine solche Anschauungsweise bei einem armen, ungeschulten Bauersmann nicht in der Ordnung ist.

„Jetzt, Dein Beten im grünen Walde, das möcht' ich schon hören,“ sagte sie, es lag aber keine Bitterkeit mehr in dem Wort sie lächelte ein wenig dabei. Sie wußte wohl, er müsse gestimmt, und genommener werden als milbgesinnte, fürsorgliche Kindeswärtlerin.

„Das wird sauber werden,“ murmelte er, „ich g'freu mich schon drauf. Wäpft' ich nur, was ich für eine Ausflucht haben soll, wenn sie an meiner Brust daselbstig umsonst sucht, was ihr an Deiner in den Mund hinein machst.“

„Oh, daß Du halt alleweil so ein Spasmacher bist!“ sagte sie und schon hatte er einen kleinen Klapps auf der Wange. „Wenn ich zu Mittag fortgeh', so bin ich bis zum Dunkelwerden, denk' ich, doch leicht wieder da. Ein Löffel warmer Milch hast auf dem Herd, die Windeln hängen auf der Stangen. Jetzt stell Dich einmal her und schau, wie Eins das mach. Meine Mutter hat gesagt: Ein ganzer Mann muß Varen scheeren und Kinder warten können.“

„Oh!“ rief der Gieb, „Varen scheeren will ich schon, wenn Dich's gelust', Varenwollstrümpf' zu tragen, aber zum Kinderwarten muß Einem eine b'sondere Kurack angeboren sein.“

Es half ihm nichts, er mußte sich schon etliche Tage vorher zur Übung bequemen. Bisher waren ihm von allen Verrichtungen, die sich auf das Kind bezogen, nur die angenehmsten zugefallen; nun kam das minder Angenehme und er hat zur Probe auch hierin seine Sache recht brav gemacht.

II.

Das Fest der Kreuze.

So nahte der Tag des Täufers Johannes. Schon am frühen Morgen, als die Leute der umliegenden Thäler aus ihren Fenstern blickten, und aus ihren Häusern gingen, strahlten die drei Kreuze auf der Höhe im hellem Sonnenscheine. Ein Morgen zur Sommer-Sonnenwendel! Es ist das letzte Blaz des vergangenen Tages im Nordwesten kaum vergangen, so wird der Horizont im Nordosten schon wieder schärfer. Es leimt der neue Morgen, doch dauert es noch stundenlang, bis er sich vollzieht und die wunderbare Rosenblüte aufbricht, für die wir jauchzend, weinend tagtäglich auf's Neue dem Himmel danken sollen.

Im Thale lag noch die Dämmerung, aber einzelne Striche dehnten sich Nebelstreifen, schwerer Tau zitterte auf den

Gräsern der ungemähten Wiesen. Und dort oben auf der kalten Rahmerhöhe ragten schlank wie Strohhalme, die besonnten Kreuze in die tiefe Himmelsbläue auf. Schon am frühen Morgen sah man Kreuz hinanstiegen und hineinfahren mit allerlei Geräten und mit Nahrungsmitteln wie man sich zu einem Volksfeste rüstet. Und je mehr der Tag vorritt, desto lebendiger wurde es auf der Höhe; und in Traboden leiteten sie mit allen Glocken zum Auszuge der Kreuzschaar.

Um die Mittagszeit war's, als im letzten Hause des Schirmthales die Martha auf der Wiese saß und ihrem Säugling das letzte Mal zu trinken gab. Das Kind schlief dabei ein; sie legte es in die Wiege und zog mit dem Daumen ein Kreuz über sein rundes, weißes Gesichtchen. — Dann wiederholte sie dem Gatten noch einmal alle Obliegenheiten, denen er sich verpflichtet hatte, und schärfte ihm dieses und jenes noch besonders ein, dessen Sinn und Notwendigkeit ein Mann, und wäre es gleich Holzmeister Gied, nicht immer begreifen mag.

Dann prüfte sie noch, ob sie wohl auch die Peilschnur bei sich habe und ging davon.

Ging durch die Wälder, ging über die Matten der Rahmerhöhe zu. Ein Forstjunge mit dem blanken Gewehr begegnete ihr im Walde. Er fragte das junge frische Weib neckisch, ob auch sie auf dem Wege sei zu den drei göttlichen Tugenden.

„Wie meinst denn das?“ fragte sie scharf.

„Na, ich meine nur, weil der Herr Pfarrer gepredigt hat, die drei Kreuze da oben wären Glaube, Hoffnung und Liebe.“

„Nacher wird's auch so sein. Leicht thät's immer einem andern auch nicht schaden, wollt' er hinaufsteigen, anstatt in der Wildnis herumzustreichen, wie ein Fuchs.“

Da trat ihr der Forstjunge einen Schritt näher und sagte: „Weißt, ich bin schon so ein Mensch und meine Religion ist die, wenn ich im Wald einem sauberen Weisheitsbild begegne. Hat sie mich lieb, so glaub' ich, daß die Hoffnung auch nicht ausbleibt, und so hab' ich die drei Tugenden recht langsam heraus und bring' nicht erst hinaufzuklettern auf die Rahmerhöhe.“

Ueber und über gottlos sind sie, diese Waldstreicher, dachte die Martha, und ließ den Buschen allein stehen.

Auf der Rahmerhöhe gings wunderbar zu. Es war, als ob das Himmlische und das Weltliche miteinander Hochzeit hielten. Die Kreuzstämme waren umrankt mit Reifigfränzen und Blumengewinden. Pyrote Fähnlein waren aufgesteckt; am Fuß der Kreuze war ein Betpult, ein Wasserbecken und eine Kanzel aufgeschlagen.

Um die Kanzel brängte sich nun alles Volk zusammen, als sie der Pfarrer von Traboden bestieg. Ein roter Schirm war darüber gespannt, denn die Sonne brannte heiß. Die Kreuze warfen nur kurze Schatten über die einander gebrängten Häupter hin. Sanft wehten die Fahnen im Lüftchen, das über die Höhen strich.

Der Pfarrer begann zu sprechen:

„Andächtige Versammlung!“

Unsere Gemeinde liegt in einer Gegend, die leider Gottes so häufig von verheerenden Elementen, als Sturm und Blitz, Wildwasser und Hagel heimgesucht wird. Die Kellern der Gemeinde haben sich daher entschlossen, einem alten Brauch und Glauben gemäß, Wetterkreuze aufzurichten; sie hoffen, daß sich die Gewalt der Stürme brechen werde in diesem Zeichen unserer Erlösung, sie hoffen, daß uns Gott gnaden werde, wenn wir ihn anrufen im Kreuze. — Möge diese fromme Hoffnung nicht zu Schanden werden! — Da uns jedoch, meine Lieben, das Jammertal dieser Erde als Prüfung einmal bestimmt ist, so mag es wohl geschehen, daß auch in Zukunft die Geißel des Herrn nicht spurlos an uns vorübergeht. Wir wollen unsere Zuversicht nicht verlieren, wollen beten zum Kreuze, denn jedes Gebet findet Erhörung, es wäre denn, daß eine große Sünde im Hinterhalte liege; diesen Fluch freilich kann weder das Kreuzbild noch das innigste Gebet in Segen wandeln. Möge keiner von uns in der Drangsal die Zuversicht verlieren zum heiligen Kreuze. Mögen wir durch die Erinnerung dessen, was der Unschuldigste, der Göttliche selbst auf diesem Stamm gelitten hat, in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens Trost und Stärke finden! Das Kreuz ist ohne Heilandbild, um uns zu mahnen, daß der, welcher einst verblutend seine Arme ausgestreckt hat, nun in der ewigen Herrlichkeit thronet und das Kreuz jetzt seine leeren Balken ausbreitet, um uns zu umfassen. Denn, wollen wir einst seiner Glorie teilhaftig werden, so müssen wir unentwegt dem Pfade seiner Leiden und seiner Tugenden folgen. Doch müssen die drei göttlichen Tugenden, welche in dieser Dreizahl des Kreuzes versinnlicht werden, nicht bloß auf Gott, sondern auch auf die Mitmenschen angewendet werden. Glauben wir an unserer Fähigkeit, immer vollkommener und gottähnlicher zu werden, glauben wir, daß unsere Mitmenschen besser sind, als sie uns dargelegt werden von Neid, Selbstsucht und Verleumdung. Hoffen wir, daß das Menschengeschlecht sich immer mehr entspinnen werde dem Nothen und Tierischen dieser Welt und Allem, was wir Teufel nennen; hoffen wir, daß der Mensch, seines Gottes Ebenbild, einst noch weit mächtiger als heute, die Elemente beherrschen und zu seinem Dienste machen werde — ein Teil jenes Geistes, der den Stürmen gebietet, dem das Meer gehorcht. Und lieben wir demnach diese Welt, wie ein heiliges Feuer das Menschengeschlecht läutert, und die dem Geläuterten so reich ist an Glück und Seligkeit. Lieben wir die Mitmenschen, die gleich uns ringen und leiden; richten wir uns gegenseitig auf. Ist erst die Menschenliebe allgemein, dann ist die Welt erlöst und das Kreuz bricht zusammen auf ewig. Das, Ihr Geliebten, sei unser Glaube, Hoffen und Lieben. Diese Kreuze, die wir heute segnen, werden uns wieder segnen. Es möge sie auf einsamer Höhe das liebe Sonnenlicht umstrahlen, es mögen Blitz

und Donner sie umbrausen, es mögen die finsternen Winterstürme sie umhüllen — allerwege seien sie uns eine dreifache Stimme des Glaubens, der Hoffnung und Liebe! Sie mögen niederblicken auf lachende, gesegnete Thäler voll fröhlicher Menschen, oder sie mögen niederschauen auf Drangsal und Not — wie Gott es will! Immerdar seien sie uns ein mahnender Ruf des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Amen.“

„— Vergelt's Gott!“ murmelte es durch die Versammlung, ein Beweis, daß die Worte des Priesters den Leuten zu Herzen gegangen waren.

(Berlesung folgt.)

Bergmannslieder.

(Nachdruck verboten.)

Schon seit einer langen Reihe von Jahren verfolge ich mit großer Aufmerksamkeit und Liebe alles, was vom Leben der Dichtkunst im Volke Zeugnis ablegt. Haben wir doch seit dem Auftreten des gelehrten Herder, des großen Lehrers unseres Goethe, eine andere Auffassung vom „Volke“ genommen, wie sie bis zur Zeit der großen französischen Revolution allüberall bei den „civilisierten“ Völkern gang und gäbe war! Da sprach man in Frankreich von der „Natière“, wie man in vom „Pöbel“, „Röbel“ oder „Böbel“ sprach, d. h. mit unseglischer Verachtung. Herder der „Priester der Humanität“, wie man ihn zu seiner besten Zeit nannte, brachte eine andere Auffassung vom Volk auf die Bahn: „Jener ehrwürdige Teil der Nation, den wir „Volk“ nennen, wurde von ihm als der eigentliche Träger aller Kultur betrachtet und namentlich des Volkes Bedeutung auf dem Gebiet der Sprache und der Dichtkunst gebührend gewürdigt.

Und er faßte die Bedeutung des Volkes sofort international auf, als er eine Sammlung von „Volksliedern“ herausgab, die spätern Herausgeber „Stimmen der Völker“ nannten. Da kam zum ersten Male neben den Kunstdichtern verschiedener Zeiten die echte wirkliche Dichtung des Volkes zum Wort und zur Geltung!

Bei den Volksliedern muß man heutzutage vorsichtig scheiden. Zwischen solchen, die wirklich aus dem Volke hervorgewachsen sind, und solchen, die von Kunstdichtern im Volkston gemacht wurden. Unter den letzteren finden sich nur leider oft solche, die mit bestimmten, meist reaktionären und bevormundenden Absichten für's Volk gemacht worden sind, und diese durch Schmeichelei und Vorurteile eingepaukt, schlagen das bischen Poesie im Volk vollends tot.

Solche Volkslieder zur Pflege des beschränkten Unterthanenverständes dichtet man schon gleich Herders Liebersammlung; Matthias Claudius z. B. für die leibeigenen Bauern Norddeutschlands. In dem zum Teil gutes enthaltenden Wildenhetmschen Lieberbuch steht ein Lied für Essenlehrer; die sollen singen: „Gleich wie die Lerche steigt ich in die Luft!“ In einem Lied für Fleischer sollen sich diese ihres Berufes freuen und werden mit den Leuten

vom Kriegerhandwerk verglichen, um sich gehoben zu fühlen. —

Wie in alter Zeit alle Handwerks- und Berufsgenossenschaften ihre eigenen Lieder hatten, so auch die Bergleute, denen auch manches allgemeine Dinge, nicht bloß ihrem Berufe, behandelnde schöne Volkslied zu danken ist. Der Name „Bergreihen“ bezeichnet: in bergmännischen Volkswesen gebräuchliche Lieder. Da aber natürlich auch die Bergleute anderswoher stammende, allgemeine Volkslieder, wenn sie ihnen gefielen gern aufnahmen, so finden wir in geschriebenen und gedruckten Sammlungen mit dem Titel „Bergreihen“ nicht bloß Bergmannslieder, sondern meist sind dies Volkslieder Sammlungen, die in Bergstädten ans Licht kamen und ihren Namen „Bergreihen“ daher erhielten, weil der größte Teil des werktätigen Volkes dort eben unter der Erde schaffte und arbeitete.

Da ich seit Jahren Volkslieder sammle, und den Wert der älteren ächten Bergmannslieder wohl kenne, war ich hoch erfreut, als ich zwei neue Liederbücher der Art auftrieb. — Leider war ich sehr enttäuscht. Ich will darüber kurz berichten, zugleich mit der Anfrage an die Leser dieses Blattes: giebt es jetzt keine echten Volkslieder unter den Bergleuten, die — nicht so sind, wie die, welche ich nun schildern will?

Da liegen vor mir 2 Heftchen „Ergebnisse bergische Berglieder“, von Bruno Dost aufgezichnet und bearbeitet. Nr. 1 feiert des „Bergmanns Genügsamkeit.“

Als Knabe schon gewöhnt ich mich zu harter Arbeit an (leider!) Mein Schicksal ist erträglich (!) Ich trag es, weil ich kann.

Und wenn ich auch bis an den Tod Den Schweiß bei Hitze und Frost Nichts weiter hält als Salz und Brot Zu meiner Bergmanns-Kost:

So hab ich doch ein fröhlich Herz Und wenn sich Mangel regt, So fühl ich lange nicht den Schmerz, Der andre niederschlägt! !

Nachdem des Bergmanns Gefahren, aber auch das wertvolle Ergebnis seiner sauren Mühen geschildert worden ist, heißt es weiter:

Für mich ist zwar nur Klein der Lohn Zur Lebensnotdurft da Und die Gefahren, die mir drohn, Ziehn oft dem Lobe nah!

Doch sei's auch wenig, was mein Fleiß Zum Arbeitslohn erhält, Genug, des Bergmanns saurer Schweiß Ist nützlich für die Welt.

Bei dieser geradezu himmlischen Genügsamkeit muß es doch schlimm in den Schächten hergegangen sein, deren Belegschaften in der letzten Zeit Schlängel und Eisen niedergelegt haben, weil es nicht mehr ging! Ein anderes Lied, im zweiten Heft Nr. 9, führt einen Knaben (wie alt?) rebend ein, der mit aller Gewalt zu Berge fahren will, er sei groß genug:

Was die Leute sagen müssen! Als mein Bruder so groß war, Hat ihn schon ein Schuh zerrissen, Als er in den Schächten war.

Danach soll sich der Knabe also angeblich sehnen! Ich halte viel vom Mut, ja, wo es Großes gilt mag man selbst einmal tollkühn sein: dieser Vers im Munde eines Kindes ist unwahr, — und noch mehr! Offenbar ist das Lied auch für Bergleute gebichtet, und da soll der Jugend schon die stete Todesgefahr ihres Berufes als etwas Selbstverständliches eingedrillt werden! Man lege doch lieber Mut an den Tag, um die schönen Sicherheitsvorrichtungen in den Schächten gefählich einführen zu lassen, die unlängst bei der Ausstellung für Lebenssicherungsanstalten in Berlin so viel Aufsehen erregt haben!

Also Entbehrungslosigkeit, „verdammte Bedürfnislosigkeit“, wie man es genannt hat, ist die eine Lehre, die diese Lieder predigen, und die zweite: Tollkühnheit und unmutige Verachtung der Gefahr wird an einem Knaben schon als lässlich dargestellt. Drittens fällt auf die merkwürdige Trübseligkeit und Gläubigkeit in diesen Liedern.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

Aus ein Wohnungsgeuch. In einer Berliner Zeitung finden wir nachstehendes Inserat: „Zwei oder drei gut möblierte Zimmer zu mieten gesucht ev. auch Heirat.“ — Dem Bewerber scheint es weniger an den zwei oder drei Zimmern zu liegen, als an einem — Frauenzimmerchen.“

Sehr einfach. Lehrer: „Was denken Sie über einen derartigen Ausdruck höchster Leidenschaft und des Hasses, wie: Ich möchte den Ocean vergiften?“ — Schüler: „Das ist ganz ungeschicklich. Es trinkt ja doch kein Mensch Meerwasser.“

Beratswahl. Vater zum Sohnen: „Sag' mal, Emil, was möchtest Du am liebsten werden?“ — Der kleine Emil: „Matrose.“ — Vater: „Warum denn gerade Matrose?“ — Emil: „Die essen immer Zwiebad.“

Die Tugend des Löwen. Lehrer: „Karl, welche Tugend besitzt der Löwe?“ — Karl: „Wenn man ihn scharf ansieht, dann läßt er einen leben.“

Unsere Frauensamen. Erste Dame: „Ach, Ihre Goldfischchen sind ganz allerliebste, womit werden sie denn gefüttert?“ — Zweite: „Mit Ameiseneiern.“ — Erste: „So, weißt du aber hart gefoch?“

Chemungel. „Aber, liebe Elise, Du hast ja gar keine Ursache, Dich über Deinen Mann zu beklagen; er lebt ja nur für Dich, — hat gar keinen Freund!“ — „Ach, das ist's ja eben!“

Reizgemäß. „Herr Richter, wenn ich gewußt hätte, daß die Ehescheidung so viel Schwierigkeiten macht, hätte ich lieber gar nicht geheiratet.“

Wochenpruch.

Wachte heilig Deine Würde,
Bleibe stets der Tugend treu;
Sanktlicherer drückt oft die Würde,
Doch verzage nicht dabei.
Gütlich seien Deine Taten,
Wache stets der Wahrheit nach;
Geh froh auf ihren Pfaden,
Hüte Dich vor jeder Schmach.
In des Lebens Labyrinth
Kommst Du über Stock und Stein;
Lasse nie den Gleichmut sinken,
Nag's Gesicht auch würdig sein.
Nie enthalte And'rer Schwächen,
D, Du leibest auch daran;
Hütlich halte Dein Versprechen,
Dankte Dich mit keinem Wahn.

Rechtun gelte Die als Ehre,
Gütlichkeit sei Dir Gebot,
Liedes Deines Bruders Lydie
Und erleiht're seine Not.
Vorsicht sei die starke Säule,
Welche trägt und stützt das Haus.
Lernen der Liebe teile
Zum Gescheh' Allen aus.

Diamant-Räthsel.

Aus folgenden 25 Buchstaben:

```

a a a
a a b b
b b c c d e
e e e e e e e e
e e e e e e f f g g
g g g g g g i i l l l l
l l l m m n n n n n
o o o o o o o o
r r r r r r r r
r r r r r r
s s u u u
u u u
u

```

Bilde man 13 Wörter von nachstehender Bedeutung:

- 1) Ein Buchstabe,
- 2) Ein französisches Füllgenmaß,
- 3) Ein Gerwinde,
- 4) Ein Amtsgenosse,
- 5) Ein französischer Mönchsorden,
- 6) Ein Großherzogtum in Deutschland,
- 7) Ein Reichstagsabgeordneter,
- 8) Ein Staatsinstitut,
- 9) Eine Stadt in der Provinz Sachsen,
- 10) Eine Abfindungssumme,
- 11) Ein Gefängnis für Galeerensträflinge,
- 12) Eine Zauberin,
- 13) Ein Buchstabe.

Die beiden Mittelreihen, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, ergeben einen Reichstagsabgeordneten.

Geographisches Quadrat-Räthsel.

Aus folgenden 16 Buchstaben:

A	A	A	A
B	I	I	L
N	N	O	O
R	R	U	Z

Bilde man vier Wörter und stelle dieselben so untereinander, daß sie, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, nachstehende Bedeutung haben:

- 1) Ein Nebenfluß der Donau,
- 2) Ein Gebirge in Europa,
- 3) Ein Berg in Jerusalem,
- 4) Ein Fluß in Deutschland.

Zur gefälligen Beachtung!

Gelegene Beiträge für vorliegendes Blatt, insbesondere solche, welche den Bergmannsberuf und das Bergmannsleben betreffen, werden jederzeit gern entgegen genommen und wird gefälligst unmittelbar an die Adresse des verantwortlichen Redakteurs von „Nach der Schicht“, Dr. Max Bogler, Lunzenau, Königreich Sachsen, zu richten.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Max Bogler-Lunzenau, Verlag: P. Seiberlich, Zwickau, Marienstraße 54, Druck von E. C. Eichhorn, Zwickau.